

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Schützing, Hermine: Das Kind

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Das Kind.

Von Hermine Schützinger.



über mit verschrumpten Schwielen und holperigen Knorren bedeckt, andere wiesen lange, äderige Risse auf. Die Zeit war mit ihren Fingern schürfend daran heruntergefahren. Die Zeit hatte die einst glatten, junggrünen Körper verkorpelt und verhärtet.

Jahr um Jahr brauste nun das Leben über sie hinweg. Hier und da knackte wohl einem der Arm ab; hier und da sackte das kostbare weiße Baumblut schwer am Stamm herunter; aber im Frühjahr zündeten sie immer wieder ihre wuchtigen suchsroten und gelbweißen Blütenkerzen an, um im Herbst voll freudiger Reife runde Stachelkapseln herabzuwerfen. Und jedes Jahr barsten glanzängige Früchte aus den fleischigen, fleckigen Hüllen. —

Die einsame Frauengestalt, die mit müdem, schlep-pendem Schritt den schmalen Feldweg dahergekommen war, war jetzt bei den ersten Bäumen angelangt. Weit hinter ihr verloren sich die braunen, klozigen Wegspuren in einem bläulich dampfenden Kartoffel-acker. Ihre Kräfte waren beinahe erschöpft, und die Füße hatte sie sich wundgelaufen. Um den Kopf trug sie ein dickes wollenes Tuch mit groben Franzen. Dies war so fest ins Gesicht hereingezogen, daß man kaum ihre Züge unterscheiden konnte.

Als sie sich etwas erholt hatte, blickte sie auf. Ganz oben, am Ende der Allee, hatten sich die Zweige zu einem kleinen, runden Ausblick gelichtet, und dort sah sie in der Entfernung einen Kirchturm und einige steilragende Giebel-dächer herauslugen. Da flog ihr ein blaßes Freudenzittern über das Gesicht, und die schmale weiße Hand fuhr unwill-kürlich behutsam, schmeichelnd an der rauhen Kinde herunter, als wäre die schorfige Nille etwas Weiches, Warmes, das man liebkoßen mußte.

Und dann starrte sie lange, unbeweglich hinüber und konnte sich nicht sattsehen an dem kleinen Bilde. Die Dächer erschienen ihr auf einmal wie mit Gold

urch die feuchte, herbsteleude Kastanienallee heulte der Westwind. Aber trübig, des rauhen Spieles nicht ungewohnt, standen die alten Baumgestalten. Einige waren über und

überflutet und sich zu lebendigen Zügen zu verwandeln. Da waren lachende, runde Dachlufen, Augen und verschmitzte Blinzelfenster und pfliffige Kaminmännlein mit viereckigen, kantigen Hüten und dünnen, schwarzen Hälften. Und im Vordergrund unter den Notruten der Weiden die behäbige runde Stadtmauer voller zerbröckelter Mörtelsprünge, aus denen die Mauerraute in hungrigen Büscheln hervorquoll.

Martha Henning nahm einen tiefen, schweren Atemzug. Das Städtlein hob sich von einem farblosen Hintergrund ab wie ein wundertätiges Heiligenbild, nach dem sie seit Jahren unbewußt gepilgert war. Ihr vergangenes Leben glich dagegen einem unabsehbaren grauen Schlammgefilde. Kreuz und quer war es von ihren tiefen Fußstapfen durchzogen. Der Morast hatte sich an sie geheftet, — bleiern, in massigen Klumpen, sie immer wieder zu Boden drückend. Heute stand sie nun endlich am Rand und blickte vorwärts durch das Kastaniengeäst auf ihre Heimat hin.

Sie hielt krampfhaft den Kopf gewandt, — nur nicht umsehen! Der Gedanke preßte sich ihr knirschend ein und packte sie mit kralligen Fingern. Aber sie wurde ihn nicht los, und von Zeit zu Zeit jagten ihre Gedanken, wie von unsichtbarer Macht getrieben, denselben Weg zurück. Da verlor sich dann das Schlammfeld bis in die Unendlichkeit. Es schmolz sogar in den Himmel hinein — eine Fußstapfenkette an der anderen, — und keine führte heraus. Ein wirres, wüstes Bild!

Und doch sollte das nun anders werden, wenn sie nur einmal das Kind in Händen hielt. Sie flüsterte unwillkürlich seinen Namen vor sich hin mit der vibrierenden Mutterliebe in den Vokalen: „Niete!“

Sie würde alles wieder gutmachen, — ihre Ehrlosigkeit und ihre Schande. Der Gedanke löste ihr neue Kraft ein, und nachdenklich schritt sie jetzt durch die raschelnden Blätter dahin. Sie kam sich auf einmal so frei und leicht vor wie eine flatternde Schwalbe am weißen Wolkenvand. Die klare, scharfe Herbstluft, die über den rechteckigen Feldstücken und Wiesen lag und sie bis weit in den Horizont hinein in allen braungrünen und rotgelben Schatten hervorleuchten ließ, war ihr noch nie so rein erschienen. Oft blieb sie stehen und schaute verwundert ins Feld hinaus, wo eine Birke die gelbseidenen Fäden schüttelte und wo im Hintergrund der Buchenwald lodernde, feuerbraune Flammen schlug. —

Wie alt mochte ihr Kind sein? Sie rechnete nach. Vor vier Jahren trug sie es nachts in die Wohnung der alten Torwächterin, der Witwe Krahnert. Damals war es ein winziges Ding mit roßigen Strampel-füßchen und kleinen Zalten an den zerbrechlichen Fingern. Es hatte gewimmert und das Gesicht verzogen, als sie es, in ein paar elende Lumpen gehüllt, in die Pfaffenhofer Torstube trug.

Jetzt würde es lachen können und blitzende Zäh-nlein haben und rote Apfelpfingern und viele blond-seidene Ringellocken, mit denen die Sonne spielt.

Es würde auch Mutter stammeln und sich auf ihren Schoß setzen und die weichen Kinderarme um ihren Hals schlingen können. O wie viel hatte sie schon verjäumt! Das erste Fallen, das schüchterne Knospen und Keimen der zarten Kindesseele, — das unbewußte Formen und Gestalten der Züge, das Walten der verborgenen Phantasiekräfte und die tausenderlei Fragen des plappernden Mündchens. Martha sehnte sich wie eine Verschmachtende nach den Liebkosungen ihres Kindes. Wie an Gewittertagen die Sonne plötzlich hinter den Wolken auf einen entlegenen Landstrich fällt und ihn in gleichender Helle aus seiner Umgebung heraushebt, so fielen Martha plötzlich die alten Kindermärchen ein.

Sie wollte sie alle wieder fassen, die duftigen Gebilde, und ihrem Kinde reichen. Das Märchen von der Tauprinzessin, die im Walde wohnt und aus einer wunderbaren silbernen Siebkanne die Taupfropfen auf die Wiese sprengt, — und das von den Badsnirren mit den Libellenflügeln, die auf den Binsenwedeln schaukeln, und das vom Wohnweiblein mit dem rotseidenen Flattermäntelchen und dem buschigen, grünstaubigen Schwarzkopf.

Sie wollte auch Niekies kleine Finger ineinanderlegen und sie alte, längst vergessene Gebete lehren; ihr vom Jesusknaben erzählen, der im weißen Kleid am Marktbrunnen sitzt und die spielenden Kinder zu sich ruft und sie, wenn sie lachend gesprungen kommen, herzt und küßt, — oder von den blanken Lilien auf dem Felde, von dem Lämmlein, das der gute Hirte aus dem Dornengestrüpp holte.

Martha wollte ihr Kind in einer reinen, guten Welt erziehen. Ihre eigene Vergangenheit durfte mit keinem Schatten in dies junge Leben hineinragen. Sie wollte es, wenn nötig, aus seiner jetzigen Umgebung herausreißen und ganz für sich auf irgend-einem entfernten Fleck der Erde heranwachsen lassen. —

Unterdessen war sie auf einen freien, kurzgeschorenen Platz gelangt, wo im Sommer die Schafe weideten. Jetzt tummelte sich eine Schar Kinder darauf. Ein paar jüngere Sprößlinge, die noch nicht laufen konnten, saßen zusammengespercht in einem schiefen Korbwägelin, in rotkarierte Kissen gebettet. Ein kleiner schelmäugiger Bub hatte den dicken Finger im Mund stecken, während die andere Hand einen zerbrochenen Gaul fest umklammert hielt.

Als die andern mit der großen Kette fertig waren, legten sie die den Kleinen auf den Schoß, und die krächzten laut vor Vergnügen und bissen in die harten Früchte, so daß kleine, spitzige Zahnsuren zurückblieben.

Martha stand etwas abseits und sah dem reizenden Spiele zu. Neugierig musterte sie die geröteten Wangen der Mädchen. Ob ihres auch dabei war? Diese Frage schlug ihr bang bis an den Hals hinauf; aber die Kinder achteten ihrer kaum.

Sie hatten jetzt einen großen Kreis gebildet und tanzten und sangen aus voller Kehle: „Ringel, Ringel, Reitha!“ Viele von den Buben hatten gestülpte Hosen an oder auch Löcher am Ellenbogen.

Sie zerrten aus Leibeskraften an den roten Händen der Mädchen und stampften mit den Beinen und überkugelten sich oft vor Freude. Martha hätte gerne nach der kleinen Nieke Henning gefragt, — aber ein instinktives Gefühl hielt sie davor zurück.

Als sie sich der Stadt näherte, war die Dämmerung hereingebrochen und aus den Fenstern schimmerten mit etwas blöden, halbgeschlossenen Augen rotgelbe Erddlampen. Martha griff nach dem wollenen Tuch und zog es so weit in die Stirn, daß die Franzen bis über den Augenlidern baumelten. Das Gefühl, man möchte sie erkennen, war plötzlich über sie gekommen, und es war ihr dabei, als führe etwas Rauhes, Reifiges über ihre drängende Freude.

Unter den überhängenden, wuchtigen Giebelböckern lagerten blaue Zwielfichtränder. Martha sah sich mit ängstlich spähernder Neugier um. Kein Stein war verändert. Die Häuser am Marktplatz trugen noch denselben zufrieden lächelnden und doch ein wenig unnahbaren Zug, so als ob sie sagen wollten: „Siehst du, wir sind solid; wir sind uns gleichgeblieben. Der Baumeister hat uns aus festen Quadern zusammengefügt, — das ist etwas Haltbares, meine Liebe!“ Und dabei schoben sie den Unterbau des französischen Giebels vor wie eine trockige, dicke Lippe.

Da waren auch noch dieselben blitzblanken, kleinen Scheiben, vor denen sich im Sommer Fuchsen und Geranten in gelbröthlicher Pracht zusammendrängten, — dann die mit Sand geschauerten gelb marmorierten Stufen aus Solnhoser Platten und die blanken Messingknöpfe an den dunkelholzigen Haustüren. Nur die grünen Holzbanker und die Oleanderkübel fehlten.

In der Mitte gurgelte und plätscherte der Marktbrunnen sein altes leise sprudelndes Geschwätz. Früher standen sie oft als Kinder auf der Steintreppe und hoben die lange, rostige Drehröhre dem glockenden Delfphin ins grün-schlammige Maul, wenn die Mägde kamen, um Wasser zu holen und die Armel über die starken, roten Muskelarme gestülpt hatten.

Im Hintergrunde stieg die Silhouette des Kirchturmes auf. In der Galerie unterm Dach nisteten im Sommer viele Schwalben. Die zappelten mit den gegabelten Fräcklein und drückten ihre leuchtenden Brüstlein gegen das steingraue Geländer.

In der Ecke hinten steht auch noch Marthas Geburtshaus: die Seilerei und der Kramladen. Die Erinnerungen kommen wie rauschende Vogelschwärme über sie geslogen und verdunkeln ihr auf einige Augenblicke alle Gedanken.

Hier ist noch die Kellertreppe, die geheimnisvolle, mit den tief ausgetretenen, unebenen Stufen und dem dicken, verbogenen Eisengitter. Im Sommer hingen die knotigen Holzpantoffeln, von harten, roten Leberstreifen überspannt, daran und die Sensen und Holzrechen und die weißgeflochlenen Spankörbe. Da draußen handelte der Vater mit den Bäuerinnen, wenn sie Sonntags zur Kirche in die Stadt kamen. Sie hatten dicke, wollene Röcke auf den wuchtigen Hüften sitzen, aber die Brust und der Rücken waren

wie in glatte Bretter gezwängt. Die braunen Haare trugen sie mit Schweinefett eingeseift und mit einem enganliegenden schwarzen Tuch bedeckt, dessen Zipfel auf die Schulter fielen.

Wenn sie nach langem lauten Reden handeleinig waren, bot ihnen der alte Henning ein kleines, sehr dickes Gläschen selbstgemachten Heidelbeergeistes an, bis sie sich in ihrem halb wiegenden, halb watschelnden Gang davontrollten. Da war noch der ganze große Laden, der sich bis tief hinter in dunkle Kammern über splitttrige Bretter zog, und wo es so herrlich nach Hanf und Seilen und Körben roch, — und dahinter der Hof, um den rings galerieartig eine Holzaltane gebaut war. Die alte Trine hatte sie einmal in freien Stunden mit alten Tapetenresten und Journalbildern beklebt, und so erhielt der schmuckige, düstere Hof ein ganz romantisches Gepräge.

Aber erst droben im ersten Stock bei der alten Großmutter war ein ganzes Paradies für sie aufgestapelt, — ein großer Glasschrank voller goldener Tassen mit blauvoten, gedrehten Rosen darauf, — auch ein plumpeß, weißes Tintenzug und Silberbukette und kleine lila Chenilleblumen und samtene Seifenäpfel, und Kannen, mit schwarzen Häusern und Tannen bemalt.

Die gute Großmutter mit den lieben, runzligen Zügen, denen allmählich ein kindliches Lächeln aufgedrückt wurde, man fand sie eines Morgens tot im Bette. Dann zog man der kleinen Martha schwarze Kleider an, und sie durfte mit einer großen, gelben Zitrone, auf der mit glänzenden, schwarzen Stachelköpfen der Name „Regina“ stand, dem Leichenzug vorausgehen. —

Wie ein Dieb schlich Martha jetzt ums Haus. Sie fühlte unbestimmt, wie ihre Augen brannten und schwellen und sich leise feuchteten. Jetzt stand sie im Seisergäßchen hinter der Stadtmauer, — rechts und links dicke Hagebuttenhecken mit wiegenden Ranken. Einige rotbraune Zackenblätter hingen müde und ausgefogen zwischen den Dornen. Unten in der Gasse stand das große, hölzerne Rad, und in dem langen, engen Gang war der Vater wohl hundertmal in brütendem, fast gepreßtem Schweigen auf und ab gegangen. Das war so seine Art. Er hatte eine scharf hervortretende Hakennase, die aus einer roten Vertiefung zwischen den Augen kantig und knorpelig hervorsprang. Seine Augen waren klein, fast stechend, und über dem linken hing beständig eine schräge Muskelkante herunter. Das verlieh ihm etwas Grübelndes, und wenn er mit den Leuten sprach, schien dieses Auge ganz andere Dinge zu sehen. Die ungewöhnlich hohe Stirn war querüber von langen Runzelwellen durchfurcht. Mit den rauhhäutigen, gelben Knochenhänden hielt er die blaue, grobe Arbeiter-schürze zusammen. Ein Bündel gelbgraues, saferiges Berg quoll daraus. Das zupfte er in Büschel, und mit einer eckigen Armbewegung drehte er es zwiwbelnd in das Seil hinein. Allmählich glättete sich das hanfene Gewebe zu einem dünnen, gedrehten Teil, und dann wurde ein festes, rundes Seil daraus.

Martha sah gerne zu und lag meistens unter dem alten Amarellenbaum neben den Schlehbüschen. Sie träumte in den Himmel hinein und hatte dabei das grünweiße Doldengeäst des Kälbertropfes wie einen Schirm über sich gebogen.

Die Trine, welche seit der Mutter frühem Tode den Haushalt führte, schalt oft darüber, und im Herbst drang sie Martha einmal einen Topf zum Hagebutten-sammeln auf. Da fuhr sie dann mit den feingegliederten Händen in die rauhen Dornen, um die zinnoberroten Früchte zu brechen. Und am Abend, als sie im Bett lag und die zerschundenen und verbundenen Hände auf der Decke vor sich sah, hatte sie vor Zorn geschluchzt und die Leinwand heruntergerissen, bis das Blut sickernd an den rosa-glänzenden Nägeln heruntergeronnen war. Seit der Zeit war der alten Trine nie mehr so etwas eingefallen.

Einmal hatte der alte Henning einen ganz jungen, fetten, rotblonden Gesellen. Der arbeitete auch jeden Morgen im Seisergang, und wenn der Meister mit seinem monotonen Schritt zur Hütte hinaufging, blickte er unverwandt nach Martha, wie sie sich ins Gras geworfen hatte und die Arme verschränkt unter dem Kopfe hielt. Sie war damals achtzehn Jahre alt und hatte sich frei und voll entwickelt. Aber in ihren Augen lag etwas Merkwürdiges, Glanzvolles, Lockendes, und das dunkle Haar fiel wirr und gekräuselt auf die weiße Stirn. Sie sah des Burschen Augen auf sich ruhen, und nachdem sie ihn eine Weile grüblerisch angeblinzelt hatte, lächelte sie ihm lech entgegen und zeigte dabei ihre blanken, weißen Zähne.

Der rote Frieder drehte das ächzende Holzrad, und seine sehnige, kraftvolle Gestalt schwang sich im Rhythmus mit. Er hatte etwas Katzenartiges, Schmiegamees an sich, und Martha konnte ihr Auge nicht von seinen Armen bringen. Da er direkt von der Schulbank kam und das Arbeiten in der freien Luft noch nicht gewöhnt war, so waren seine Arme fest und weiß geblieben und ganz mit einem Flaum goldroter Härchen bedeckt.

Martha fühlte ein lebhaftes Verlangen, diesen Arm zu kneten oder zu küssen oder hineinzubeißen. Ein wahres Raubtiergelüste kam sie an. Es mußte so etwas Eigenes, Glattes und doch Widerstandsfähiges sein, und die roten Härchen mußten so seltsam kibelu. Einmal hatte sich im Seil etwas verknotet, und der alte Henning beugte sich tief hinab, um besser sehen zu können. Da brach der rote Frieder stink einen Zweig Heckenrosen und warf ihn dem Mädchen ins Gesicht.

Am selben Abend hatte Martha in der Hütte etwas zu holen. Als sie den Gang entlanggehen wollte, sah sie eine schwarze Gestalt leise aus den Schlehbüschen kommen. Ein heißer Atem wehte ihr ins Gesicht — sie fühlte den Druck von zwei stählernen, weißen Armen, — sie glaubte seidene Härchen im Mondlicht flimmern zu sehen und — sie wehrte sich nicht.

Seit der Zeit schlich sie sich alle Abende zu den Schlehbüschen am Seilerweg. Die Heckenrosen standen damals in voller Blüte. Sie lagen wie leichte Flocken auf den Ranken und leuchteten in die Nacht gleich feinen Elfen Gesichtern. Dann fielen sie lautlos in vielen geschweiften, duftigen Blättern zu Boden und ließen allein die gelben Staubfäden zurück. Und als aus den grünen Fruchtknospen die Hagebutten entstanden waren und die Amseln die letzten Reste unter dem Schnee herauspikten, da trug Martha eines Abends ein verstecktes Bündel, aus dem ein weinerliches Klagen drang, auf die Stube der alten Torwärterin Krahnert und ging mit dem roten Frieder auf und davon.



Da brach der rote Frieder einen Zweig Heckenrosen und warf ihn dem Mädchen ins Gesicht.

Nun begann ein wildes, jagendes Leben. Martha ließ den roten Frieder bald fahren und warf sich einem andern in den Arm. Sie hing mit geschlossenen Augen und durstig saugenden Lippen am Becher des Genießens. Heimat und Tugend trat sie mit Füßen. Eine kalte, gleichgültige Strupellosigkeit sondergleichen hatte sich ihrer bemächtigt. In schier fieberhaftem, taumelndem Wahn kreuzte nur der eine Gedanke ihr pochend durch den Kopf: „Alles bis auf die Reige auskosten!“

So rauschte sie vier Jahre dahin, während im Heimatsstädtchen der alte Henning zum letzten Male die Lider über die stehenden, kleinen Augen senkte und die Muskelsalte noch weiter herunterzog. Und dann zeichnete der Tüncher Kipfmüller in kraufen Krabesken den Namen eines entfernten Verwandten auf das Blechchild über dem Laden.

Doch eines Tages wurde Martha ins Spital gebracht. Ein schweres Leiden warf sie darnieder. Sie lag monatelang in dem weißen Bett an der fahlen, blaugrün getünchten Mauer und horchte darauf, wie das Blut hinter ihren Schläfen tickte. Und in diesen stillen Stunden, wenn die Schatten der Vorübergehenden an der Decke wie Geipenster auf und ab huschten, rang sie sich heraus, die Sehnsucht nach dem zurückgelassenen Kinde, — zuerst schüchtern pochend wie ein versteckter Frühlingskeim, dann immer mehr Wurzel fassend, und schließlich hüllte sie Marthas ganzes Wesen ein wie mit lodernnden Flammen. Ihre Vergangenheit war mit einem Male wie weggerischt aus ihren Gedanken, und nur das Kind, ihr eigenes Kind lebte darin.

Da war sie denn eines Morgens, kaum genesen, vor der erschrockenen Krankenschwester gestanden. Ihre großen, goldbraunen Augen brannten so rätselhaft in den blaumuschatteten Höhlen, daß niemand Widerstand leistete. —

Mittlerweile hat Martha, in Gedanken versunken, ganz instinktiv den Weg zum Pfaffenhofer Tor eingeschlagen. Sie geht mit gefenktem Kopf und kämpft fast gierig gegen den anstürmenden Wind, so, als ob sie ihr letztes Restchen Kraft gerne aufgerieben wüßte. In dem Gewinkel am Seißengraben wohnt lauter armes Gesindel, und das hat sich frierend in jeine windschiefen Hütten zurückgezogen. Kein Mensch starrt ihr nach, wie sie sich an der ziegelbedeckten Mauer weitertastet. Zuweilen klappert eine fauchende Katze über die lockeren Ziegel, und dann teilt sich das Gebüsch, so daß Martha in den gähnenden, schwarzen Stadtgraben hinunterblicken kann. Jede Minute des suchenden Zuschreitens vergrößert Marthas Sehnsuchtsqual.

Da endlich ein trübes, winziges Licht hoch oben hinter einem fadenscheinigen, geblähten Blumenvorhang. Marthas Augen hängen wie hypnotisiert daran. Eine überwältigende Flut von Gedanken freist in ihr, und in jedem pocht der Name des Kindes. Es ist ihr, als wenn Regentropfen auf ein Blechdach trommelten, als wenn jeder schwere Tropfen ausspritzte und doppelt gespalten zurückfiel.

Dort oben ist die Pfaffenhofer Torstube.

Schwarz und kloßig formt es sich heraus, das alte, mächtige Tor mit seinen beiden diebauchigen Flankentürmen. Im Innern hat sich ein finsternes Winkelwerk zusammengeschoßen aus queren, morschen Dachbalken und knarrenden Stiegen voller Astlöcher und ächzender Bretter und einem gedeckten Gang. Durch eine Öffnung im Dach blinkt ein Stück Himmel und in der schwachen Mondhelle sieht Martha gerade genug, um sich die düstere Stiege hinaufzuschleppen. Eine fliegende Hitze schießt ihr durch den Kopf. Sie fühlt, wie alles Blut in kochenden Wellen zum Herzen braust und plötzlich ebbend zurückfällt. . . .

Nur noch wenige Schritte trennen sie von der Türe der alten Krahnert. Sie hat die Hände wie hilfesuchend ausgestreckt und tastet damit ins Dunkle hinein. Jetzt hält sie die Türklinke in der Hand. Nun würde ihr vielleicht etwas Lebendiges, Warmes

entgegengesprungen kommen, — die Kieße, das Kind! Ein Druck — die Tür gibt nach. —

Sie kann zuerst nichts erblicken, — alle Gegenstände schwimmen ihr vor den Augen wie ein graugestreifter rasender Kreisel.

„Herr Jesu Christ! Die Marthe!“

Die Worte klingen gedämpft an ihr Ohr, wie das unbestimmte, formlose Säusen an einer Muschelöffnung.

Dann hebt sie mühsam den Kopf und läßt ihn wieder fallen. Eine kalte, knöcherne Hand nestelt an ihrem Hals und nimmt das Tuch herunter. Ein paar alte Füße humpeln hin und her in emsiger Geschäftigkeit.

Sie redet nicht viel, die Mutter Krahnert. Die Petroleumlampe in der erhobenen, zitternden Hand steht sie vor Marthe. Das gelbe Licht flüchtet sich auf die faltigen Züge und weist in den Augenhöhlen und an der Nase rötliche Fester auf. Dann deckt sie die sanft klingende Milchglocke über das Messinggestäng und langt mit den beiden spinnenartigen Armen nach Marthe, um sie auf das grüne, mit weißen, pilzartigen Ziernägeln besteckte Kipssofa zu führen. Marthe läßt alles willenlos geschehen. Ihre Erregung ist einer schlaffen Lähmung gewichen, als ihr das Erwartete, Lebendig-Junge nicht entgegengeprungen ist. Sie lehnt sich in die Kissen zurück und versucht nachzudenken, aber jeder Gedanke tut ihr weh. Ein starker Druck lastet schwer auf ihrem Kopf. Die Anstrengungen des Tages, die kurz überstandene Krankheit überwältigten sie doch noch. Sie versucht zu sprechen, irgendeine Erklärung zu geben, — die Zunge klebt ihr am Gaumen. Sie starrt mechanisch auf das huckelige, alte Weiblein, das jetzt eine grobe Schürze umgebunden hat und einen ruhigen Emailtopf über eine Spiritusflamme hält.

Was hatte sie eigentlich hier wollen? Begriffe steigen in ihr auf, nehmen Formen an und verschwinden wieder. Seilergasse — roter Fieber — Krankenhaus — Pfaffenhofer Thor — das Kind — Kieße, das Kind. Wie hatte sie das auf einen Augenblick vergessen können!

Sie fährt auf und blickt wirr um sich. Die alte Frau steht noch immer unbeweglich am Kocher, — ein singendes, kurzes Wallen — ein paar säuselnde Dampfwolken — ein scharfer, äkender Spiritusgeruch im Zimmer. — Jetzt wendet die Krahnertin den Kopf. Ihr Profil mit der unten verdickten Nase und der Warze darauf sticht in schwarzen Linien von dem bläulichen Hintergrund ab. Das eigentümliche leidenschaftslose Spiritusblau liegt dunstig über den gelben Händen mit den drei, bei jeder Bewegung hervortretenden Nollenrippen und der getupften, faltenlosen Baumwollschürze. An den verräucherten Tapeten leckt es und um den schwarzen Emailkessel brüdet es zügelnd.

Die Krahnert hat Marthas suchende Augen und ihre Anstrengungen, zu reden, gesehen. Sie legt den vor Sicht gekrümmten Zeigefinger an die dünnen Lippen.

„Pst! Kindchen! Nicht reden! Erst ausschlafen, Marthe!“ Ein ängstlicher, sorgenvoller Zug gleitet dabei über die Gestalt der Jungen. Und dann kleidet sie Marthe aus wie eine zerbrechliche Puppe und hängt die Kleider an den Ofen, und stößt ihr Tee ein und wickelt sie in eine haarige Kopfdecke.

Marthe liegt immer noch in ihrer halb ohnmächtigen Betäubung und schließt bald die Augen zu einem bleischweren Schlummer.

Da — mitten in der Nacht — ist ihr, als packte sie eine geheime Macht an den Schultern und als würde sie in weitem Bogen einen Abhang hinuntergeschleudert. Ein atemberaubender Ruck fährt ihr durch die Glieder. Sie ist gefallen, — tief hinuntergefallen.

Erstaunt schlägt sie die Augen auf. Wo ist sie? Die Stube mit den ärmlichen Möbelstücken liegt in einer halbwachen Dunkelheit. Nur aus der geöffneten Türe zur Nebenkammer dringt Lichtschein. Er bildet ein breites, gelbes Viereck an der Decke. Marthe schält mühsam ihren Oberkörper aus der rauhen, gestreiften Pferdebedeckung und horcht. Eine alte Weckeruhr schwingt den messingenen Pendel in die tickende Einsamkeit. In das Geräusch mischt sich Marthas jagendes Blutpochen. Da — was war das? Ein klägliches, dünnes Wimmern?

Nein, die hüftelnde Stimme der Mutter Krahnert — zitternd — ein wenig überschnappend und von einem pfeifenden Keuchen unterbrochen.

„Eia popeia! Sei ruhig, mein Herzchen! Hast ja heute dein Mütterlein bekommen, — die wird dich besser pflegen als die Mutter Krahnertin. Weißt, ihre Knochen sind alt und hart, — und das Bett ist warm, — und der Wind fährt durch die Dachlücke, — da friert sie's, daß sie eine ganze Gänsehaut bekommt. Ist das nicht komisch, Kieße? Lauter winzige, kleine Knöllchen am Arm und an den Beinen raus; ja — vier Jahre hat sie's tun können, — aber jetzt geht's nicht mehr, — das Stehen drunten am Pflaster macht sie müde, und die Kostnechte sind grob, — nein — ich bin wirklich bald am Ende —“

Ein schleimiger Hustenanfall unterbricht das fast geflüsterte Selbstgespräch, und das Wimmern, das monotone, krampfhaft ausgestoßene Wimmern setzt wieder ein.

Marthe überwinnt es eisigkalt, — mit einer überstürzten Bewegung schleudert sie die Decke weg und gleitet zähnelappend mit bloßen Füßen zur Türe hin.

Das Bild, das sich hier bietet, bedeutet für sie ein Wanken ihrer exträumten und verhättschelten Welt. Mit weitgeöffneten Augen sieht sie dieses Fugenbersten, dieses in sich Zusammenfallen und das elementare Schicksalswüten.

Dort an der vergitterten, morschen Kinderbettstatt lehnt die Krahnertin im kurzen, gestickten Nachthemd. Die wirren, grauen Haarstränge fallen ihr über die Ohren, und die dünnen, blauschwarzen Beine schauen unter dem roten Wollstoff hervor. In ihren Armen jedoch da liegt ein Etwas, — ein schlaffes Bündel

mit fallenden Armen und Beinchen, — ein hilfloser, magerer Kinderkörper mit einem großen, rufenbedeckten Wasserkopf. Das Wesen hat die Lippen weit zum Schreien geöffnet und die schmale Brust hebt und senkt sich schnappend, aber nur schwache, gebrochene Töne quellen heraus.

Die Krahnertin ist aufgestanden und hat das elende Wesen wieder sorgfältig ins Bett gelegt. Jetzt humpelt sie mit ausgestreckten Händen auf Martha zu. Auf ihren Zügen liegt dasselbe grenzenlose Mitleid, wie vor ein paar Stunden, als sie Martha mit der Lampe ins Gesicht leuchtete.

Aber Martha ist's, als packte sie etwas würgend an der Kehle, und zugleich steigt ein unüberwindbarer Ekel in ihr auf, — ein Ekel, der sie bis ins Innerste erschauern macht: ihr graut vor ihrem eigenen Kinde.

Und dann kommt langsam die große Verzweiflung getrocknet. —

Das Kerzenlicht leckt an dem qualmenden Docht und der Messingpendel schwingt sich tick-tack und aus dem Gitterbettstättchen kommen nun unregelmäßige Atemzüge.

Das alte Weiblein im gestickten Nachthemd und mit den fröstelnden, gänsehäubigen Armen steht am Bett und blickt traurig vor sich hin. Unter den geröteten Augenlidern schiebt sich dann und wann eine Träne auf die wellen Hängebacken und der Handrücken wischt oft ungeschickt darüber.

Vor ihr liegt ein unglückseliges, junges Weib. Das stößt Lästerworte aus und bäumt sich empor in seltscher Dual. Und dann kommt es auf sie zu mit Augen, in denen ein irres Licht tanzt, und schüttelt sie an den Schultern und klagt sie an in fürchtbaren Worten. Das Weiblein zittert am ganzen Körper. Es schaut der Jungen durchdringend in die Flackeraugen, und da sieht es viel, viel mehr, als ein anderes je vermocht hätte.

Da brennt die Angst vor dem Bewußtsein der eigenen Schuld. Und diese Angst lodert und greift täppisch zum alten Mittel: sie wirft die Schuld auf andere und verkehrt die Worte im eigenen Mund.

Da flimmert auch die gekränkte Selbstsucht, die Hoffnung auf ein prunkhaftes, äußerliches Aussehen der Schande. Das Kind wollte sie erziehen, — ja — aber zu einem Schaustück für die Leute. Man sollte darauf deuten und sagen: „Seht, dies tugendhafte Kind!“ Und der Glanz würde auf die Mutter überstrahlen und sie wieder zu Ansehen bringen. Und die Mutterliebe würde gepußt und groß daherschreiten und sich bewundern lassen und nicht im Verborgenen wachsen und blühen.

Aber das alles ist dahin und die bittere Hefe der Verzweiflung, das letzte Hilfsmittel, bleibt.

Das sieht und hört das unscheinbare, verhäkelte Weiblein heraus. Es bleibt ruhig stehen und wartet und wartet, bis der Sturm endlich in einem leisen Weinen ausklingt.

Dann streicht sie Martha übers Haar.

„Kind, Kind! Ich will dir nichts nachtragen.

Du bist selbst gestraft genug.“ Voll überquellendem Mitleid schlingt sie die knöchernen Arme um den pulstierenden, warmen Jugendkörper, legt den Mund an Marthas Ohr und flüstert viel mit vor Müdigkeit zinkernden Augen.

„Schau, Marthe, zuerst ist das Kindlein so gut geziehen, und ich hab' ihm Süpplein gekocht aus Hafermehl und es in mein bestes, mildes Leinenzeug gewickelt. Hab' mir's ja denken können, daß du's nicht hättest brauchen können in dem kalten Winter. Es wär' dir auf dem Weg in den Händen erfroren. Aber bei mir ist's ruhig im Bett beim Ofen gelegen und hat so verwundert getan mit den Augen. Gelacht hat's auch, magst mir's glauben! Wahrhaftig, wie ein kleiner Engel, oder wie das Christuskind in der Kirche, wenn es die Maria auf dem Schoß sitzen hat. — Aber dann sind auf einmal die Freisen gekommen, und es hat Tag und Nacht geschrien, bis es feuerrot im Gesicht worden ist. Tagelang bin ich nicht ins Bett gekommen und hab' das arme Würmlein auf dem Arm gehalten und an der Brust gehorcht, wie viel Lebensgeist noch drinnen sein könnt'. Und wie ich dann einmal bloß ein schwaches, winziges Pochen gehört hab', hab' ich zum Herrgott gebetet, er möcht' ein Erbarmen haben. Da hat's ausgehakt und das Nieklein hat blaue Flecken im Gesicht bekommen und nach Luft geschnappt. Und ich hab's wieder bereut und es wieder herübergebettet und es an mir warm gemacht, bis der Anfall vorüber war. — Ich glaub' aber, der Tod war schon am Fenster; ich hab' mich bloß so gefürchtet wegen der Sünd'.“ Die Krahnertin blickte Martha offen ins Gesicht, als wollte sie ihr ein reumütiges Geständnis machen, aber um ihre Mundwinkel zuckte ein herber Zug. „So ist er denn langsam weitergegangen; aber ich mein' recht ungern. Er hätt' 's Kindlein gewiß genommen, wenn ich's in der schwachen Stund' nicht so fest gehalten hätt'. Und besser ist's auch nicht geworden. Am Anfang hab' ich wohl gemeint, ich müßt's erzwingen und hab' ihm vorgeungen mit meiner alten Krächzerstimme' und bin mit dem Klapperschlotter und dem Ball ums Bett herumgesprungen, bis ich hab' nimmer schnaufen gekonnt. Manchmal hab' ich ihm auch Geschichten erzählt — von der wilden Gret, die die Wolkengeißlein auf die Himmelswiese treibt. Aber alleweil hat es in ein Loch gestiert und bloß ein wenig mit den Händen gezappelt. Wenn es Hunger hat und die Krämpfe kommen, schreit es; aber es ist kein helles Kinderstimmlin, bloß ein wüdes, lautes Schreien, das mir in der Seele weh tut.“

Da wird Martha ganz still. Sie lauscht den rührenden, schlichten Worten des heldenhaften Weibleins. Und je mehr sie spricht, desto mehr scheint eine seltsame, fast phosphorische Leuchtkraft von ihr auszugehen. Sie richtet sich unwillkürlich auf; sie spricht von der wahren, tiefen Mutterliebe, die auch das geistig unentwickelte Kind an die Brust drückt, und von einem ausgefüllten, reichen Leben, dem Gefühl der innerlichen Stärke und der schaffenden

Tatkraft. Das junge Weib hängt dürstend an den welken, matten Lippen, und eine weite Aussicht scheint sich ihr zu öffnen. Das geht in weite Horizonte über, hinter denen eine Luft liegt, klarer und reiner als der kräftige Herbstesatem; ihre Brust weitet sich, — ihre Augen sehen eine niegekante, warme Flammenjonne über den Hügeln stehen.

Leise steht sie auf — das belebende, hohe Gefühl in der Brust, und fast schüchtern, reumütig bittend kniet sie am Bettchen nieder und nimmt die zuckenden



Leise steht sie auf und fährt behutsam über die blaugeäderte Stirn des Kindes.

Händchen in die ihren und fährt behutsam über die blaugeäderte Stirn. — Es ist ja ihr neugewonnenes Kind.

Die alte Krahnertin ist ermattet in die groben Kissen zurückgefunken. Ein seliges Lächeln schwebt um ihren Mund.

„Du bleibst bei uns, Martha, und pflegst mich und das Kleine. Wir können's brauchen — und — nicht wahr — du fürchtest dich nicht vor den Leuten?“ flüstert sie und schließt befriedigt die geröteten Augen.

„Ja — ich bleibe bei euch — und tue meine Pflicht!“

Marthas Stimme klingt fest und freudig. Sie zieht der müden Frau das Deckbett herauf und schlägt den Blumenvorhang zurück. —

Draußen kommt das Morgenrot über das Feld geschlichen und fängt die taumelnden Blätter der Alleeabäume auf. Ein schwerbeladener Fässerwagen ächzt und knarrt auf der breiten Straße daher.

„Hallo! Mutter Krahnertin!“ ruft der Fuhrmann und knallt mit der Peitsche.

Er schaut verwundert auf, als ihm ein blasses, übernächtiges Gesicht entgegenblickt. Martha Henning steht am Torbogen und hält demütig die Hand hin.

„Mutter Krahnert schläft noch. Gebt mir einsteilen den Pflasterzoll.“

Der bärtige Fuhrmann im Leinentittel schüttelt den Kopf und zieht die Zügel straff an. Schwerfällig humpeln die eisenbeschlagenen Räder über das Pflaster in den Sprühdunst hinein, und auf Marthas Gesicht spiegelt sich der Widerschein der kommenden Sonne.

### Warum der Herr Bächle beim Adlerwirt keine Aale mehr essen will.

Von Franz Mohr.

Der Herr Hieronymus Bächle hatte so etwa dreißig Jahre lang für die pfälzische Eisenbahn Fahrkarten verkauft und sehnte sich nach beschaulicher Ruhe. Also ließ er sich pensionieren, jagte dem Bahnhof in Kohlhäusen Valet und zog auf das benachbarte Gut seines Schwiegervaters, allwo er an der Seite seiner runden Bawett lebte wie Gott in Frankreich. Da er von seinem Dienste her an Pünktlichkeit gewöhnt war, so regelte er sein Tagewerk also: Morgenschlaf bis zehn Uhr, alsdann Frühstück, Revision der Hühnerneester, ein Schöpple Wein, Mittagessen, Schlaf bis drei Uhr, dann Angeln in der vorbeischießenden Blied und hierauf Abendtrunk beim Adlerwirt in Kohlhäusen. Beim Angeln hatte der Herr Bächle allerdings nicht viel Glück. Auf die paar Rotaugen, die er herauszog, gab er nicht viel, denn er liebte von allen Fischen nur die Aale. Aber die bisßen nicht an, und so war er, wollte er Aale essen, auf den Adlerwirt angewiesen. Der aber war weit und breit berühmt wegen der köstlichen Zubereitung dieser Schlangenfische, und die raffiniertesten Feinschmecker aus der Stadt ließen es sich nicht nehmen, von Zeit zu Zeit beim Adlerwirt vorzusprechen und sich an seiner Kochkunst zu delectieren. Daß unter solchen Umständen der Herr Bächle regelmäßiger Gast im Adler war, ist ohne weiteres verständlich.

„Bawettle,“ pflegte er, wenn er so recht gefättigt heim kam, zu sagen, „Bawettle, wenn's allein nach dem Kochen ginge, so wärst du Königin von Bayern, aber so gute Aale, wie der Adlerwirt, kannst du doch nicht backen!“

Eines schönen Nachmittags saß der Herr Bächle wieder im Herrenstübtle des Adlers, um, wie gewöhnlich, sich einen Aal zu Gemüte zu führen. Er hatte dem Herrn Brecht — so hieß der Wirt — schon Bescheid gesagt, und der war hinausgegangen in den Hof und hatte seinem Knecht zugerufen: „Hannes, schüttel emol de Hund aus!“

Der Herr Bächle versank in tiefes Sinnen ob dieses geheimnisvollen Befehles. Er nahm sich vor, den Herrn Brecht zu fragen, für was der Hannes den Hund ausschütteln solle, zumal es nicht das erste mal war, daß er den Wirt so kommandieren hörte, und das just immer, wenn es ihn selbst nach seiner Leibspeise verlangte. Aber als der Herr Brecht kam mit einem riesigen lebenden Aal in der Faust und ihm verhieß, in einer Viertelstunde solle das Tier fix und fertig zum Essen sein, da lief dem Herrn Bächle so das Wasser im Munde zusammen, daß